

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 57.

Posen, den 9. März 1929.

3. Jahrg

Copyright by: Carl Dancker Verlag, Berlin W. 62, Keltstr. 5.

## Das kalte Nest.

Originalroman von Lisa Barthel-Winkler.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ihre Knie zitterten heftig; sie mußte sich setzen. Unter dem langen Umschlagetuch lugten Nachtjade und Unterrock vor.

Der alte Mayland stolperte eilig in seinem alten Hausanzug und Pantoffeln über die Schwelle.

„Was sagst du da?“

„Ja. Hedwig ist gestern nachmittag fortgegangen und seitdem nicht nach Haus zurückgekehrt. Ich bin in der größten Besorgnis!“

„Und wir haben ihr noch so zugeredet, sie solle doch wieder umkehren!“ jammerte die Mutter.

„Ihr habt ihr — zugeredet?“

„Ja doch! Sie war ja gestern abend hier! Klatschnaß vom Regen, ohne Schirm und mit 'nem verheulten Kopp. Geh' nach Haus, sag' ich ihr; einen besseren Mann als deinen kannst du nicht kriegen! Nein. Sie will hierbleiben. Bei uns. Sag' ich: das können wir deinem Mann nicht antun — nachher kommt er uns noch auf den Kopf, wenn wir dich in deinem Eigensinn bestärken. Geh nach Hause, das ist das Einzige. Da geht sie — ohne guten Tag und Adschö. Guck' n Loch in die Luft. Ich denke, sie besinnt sich und geht nach Haus — das konnte man doch nicht erwarten!“

„Und ihr habt keine Ahnung, wohin sie gegangen sein kann?“

„Nicht die geringste! Aber wir tragen keine Schuld, Hanns Herbert! Wir haben ihr zugeredet wie 'nem kranken Schimmel! Das konnten wir ja doch nicht wissen, daß es so tief geht!“

Hanns Herbert erhob sich.

„Dann hilft es nichts. Dann geh' ich gleich zur Polizei.“

„Ich geh' mit!“ sagte unsicher der alte Mayland.

„Aber wozu denn, Vater? Das wird Hanns Herbert schon allein besorgen!“ wehrte Frau Marta.

„Ich will auch wissen, was mit meiner Tochter ist. Einen Augenblick. Ich zieh' mich gleich um.“

In ungeschickter Hast eilte er hinaus.

„So etwas!“ jammerte Frau Marta. „Was man an seinen Kindern alles erleben muß! Der Ferdi hat auch so ein schlechtes Zeugnis mit nach Haus gebracht! Nichts als Aerger! Ja, und nicht einmal sagen hat sie mir wollen, weshalb sie fortgelaufen ist! Keinen Mund! Nicht einmal Vertrauen hat sie zu ihrer Mutter!“

Hanns Herbert schritt unruhig auf und ab.

„So sprich du doch wenigstens!“ stöhnte Frau Marta. Er blieb stehen und spielte mit seinem Hut.

„Auch ich begreif's ja nicht! Glaub mir, Mama, meine Mutter und ich haben alles getan, um sie so glücklich zu machen, wie sie es auch verdient! Aber — sie war oft so — so eigenartig. Es war ihr wohl nicht recht — bei meiner Mutter zu wohnen . . .“

„Das finde ich sehr unrecht von Hedwig,“ sagte Frau Marta nachdrücklich. „Sie hätte es nirgendwo

besser haben können — eine schöne Wohnung — ein Dienstmädchen — ich kann mir heut noch kein Dienstmädchen halten!“

Sie warf dem eintretenden Mayland einen Blick zu; aber der alte Mann war zu erregt, um ihn zu beachten.

„Wir können gehen, Hanns Herbert!“

„Auf Wiedersehn, Mama. Hoffentlich kann Papa dir gute Nachricht bringen.“

Er drückte ihr die Hand, vergaß den Handkuß und verließ mit Hedwigs Vater das Haus.

Bekümmert schritt Mayland neben ihm aus. Beide sprachen nicht. Beide dachten nur den einen Gedanken: wenn ihr nur nichts zugestoßen ist.

Auf der Wache nahm ein großer, brettschultriger Wachmeister die Meldung entgegen.

„Werde nachsehen!“ brummte er, begab sich in ein Nebenzimmer und kam nach kurzer Zeit wieder. „Nein, hier ist noch nichts gemeldet!“

„Dann bitte ich Sie um Nachricht nach meiner Wohnung!“ bat Hanns Herbert und gab dem Beamten seine Karte.

„Bitte, mir auch! Ich bin der Vater.“

Mayland kritzelte Namen und Anschrift unten auf die Karte Hanns Herberts

„Geschicht öfter!“ tröstete der Wachmeister. „Eine erwachsene Frau kommt so leicht nicht um!“

Bedrückt verließen sie die Wache. An der nächsten Ecke verabschiedete sich Mayland von seinem Schwiegersohn.

„Nicht wahr, wenn sie — zurückkommt, dann gibst du mir gleich Bescheid?“ bat er leise. „Sie ist ein gutes Mädchen. Ich wollte . . . ich wünschte . . .“ Er brach ab und fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen. „Sei gut zu ihr, Hanns Herbert — sie verdient es.“

Hanns Herbert blickte nicht vom Boden auf; er nickte. Zu sprechen vermochte er nicht. So drückten sich betöte noch einmal die Hände und schieden.

Hanns Herbert war an diesem Tag nicht imstande, seinen gewohnten Dienst auszuüben. Er beurlaubte sich mit Unwäglichkeit und fuhr heim. Ungeduldig eilte er in die Zimmer Hedwigs — sie war nicht da.

Im Eckzimmer kam ihm schon seine Mutter entgegen.

„Nun?“

„Deine Frau ist nicht gekommen. Sie hielt es bisher auch nicht für nötig, eine erklärende Zeile zu schreiben.“

„Die Polizei weiß nichts, bei den Eltern war sie wohl gestern abend, ging aber wieder fort. Ich verstehe das alles nicht!“

„Oh, ich verstehe sehr gut!“ sagte die Mutter trocken.

„Ich hab' es dir gleich gesagt. Dieses Mädchen, das sich den ganzen Tag putzte, in der Stadt herumshlenderte, zu keiner ordentlichen Arbeit zu gebrauchen war, sich immer bedienen ließ —!“

„Aber . . .“

„Und ein Mann wie du — mit deinen Fähigkeiten! Ich rate dir gut: laß sie laufen! Sie paßt nicht zu meinem Sohn, zu meinem klugen, starken Jungen!“

Sie legte die Hände mütterlich um sein Gesicht: doch



er sah sie jart von sich ab und durchmah mit langen Schritten das Zimmer.

„Nein! Nein! — Ich versteh' es nicht! Wenn ich jetzt an alles zurückdenke, gewiß, ich habe ihr Wahrheiten gesagt! Ich habe ihr gesagt, sie solle sich fügen, sie solle mir zuliebe bei dir bleiben, aber das ist doch noch lange kein Grund, so mir nichts, dir nichts davon-zulaufen! Sie weiß doch, wie ich sie liebe!“

Darauf fand die Mutter keine Antwort; sie küpfte nur eine Schulter.

„Aber mein Gott! War sie nicht sonderbar in der ganzen letzten Zeit? Ist dir das nicht auch aufgefallen, Mutter? Einmal schwermütig, dann wieder wild und ausgelassen. — Wenn . . .“ Er preßte die Stirn in die Hand. „Wenn sie sich nur nichts angetan hat!“

„Wer weiß, wo sie jetzt gemüthlich sitzt, indes du dich hier sorgst und dir Herz und Nerven zermürbst! Ich sage dir offen, Hanns Herbert, ich habe von ihrem launischen Wesen schon längst genug! Und ich habe mir das auch überlegt, ich weiß wirklich nicht, ob ich sie noch einmal hier aufnehmen!“

„Das ist nicht dein Ernst! Sie ist doch meine Frau!“ Langsam trat Frau Else dicht an ihn heran und blickte ihm von unten herauf scharf ins Gesicht.

„Deine Frau! Eine Frau, die eine Nacht über dem Gatten fern bleibt! Weißt du auch, Hanns Herbert, ob sie noch würdig ist — deine Frau zu sein?“

„Mutter!“ schrie er gepeinigt auf und wich betroffen zurück. „Du glaubst — du meinst —“

„Ich warte, mein Sohn! Ich warte auf eine Erklärung. Bis dahin glaube ich nichts und meine auch nichts!“

Vernichtet fiel Hanns Herbert auf einen Stuhl nieder. Frau Else betrachtete mitleidig den Zusammen-gesunkenen; mütterlich strich sie ihm über den Kopf.

„Gräm dich nicht, mein Junge! Du hast die ganze Nacht nicht geschlafen. Leg' dich hin, ruh' dich aus. Ich will indessen meine Arbeiten erledigen.“

Schwer, unsäglich schwer war dies tatenlose Warten zu tragen.

Stunde um Stunde verrann. Bald legte Hanns Herbert sich nieder, bald sprang er wieder auf und schritt unruhig durchs Zimmer. Wo mochte sie weilen? Warum gab sie ihm keine Nachricht? Was ging in ihr vor? Liehte sie ihn nicht mehr?

Wieder und wieder sann er über ihre letzten Gespräche nach. Du mußt wählen zwischen deiner Mutter und mir! hatte sie gesagt. Wählen! Welch ein Wahnsinn! Wie konnte er zwischen diesen beiden Frauen wählen, seiner Mutter und seiner Frau? War nicht die eine heilig und unverrückbar: Mutter? Und die andere, die Geliebte: Frau? Oder meinte sie nur räumlische Trennung? Warum aber war Hedwig so kleinlich? Kann man dem geliebten Mann zuliebe nicht jedes Opfer bringen? Hatte seine Mutter recht? Wollte Hedwig sie verdrängen?

In ihm glomm und schwellte der Funke der Eifersucht, den seine Mutter in ihm gewedt. Eine ganze Nacht war sie von Hause fort gewesen. Wo? Wo?

Mit wem?

Höllische Fragen an seinem Herzen.

Und sie schrieb nicht, nicht einmal ein erbärmliches, kleines Wort! Sie quälte ihn, peinigte ihn, ließ ihn sich sorgen und abhasten. Warum? Immer wieder riet er an diesem Rätself.

Vermochte das eine Frau zu tun, die noch liebte? Wieder schlugen die Flammen der Eifersucht über ihm zusammen.

So wurde es Abend.

Die Maylands kamen und wollten Neues hören. Frau Else war kühl und zurückhaltend; aber als Frau Marta aufstaute und ihrer Tochter Undank und Unverständnis vorwarf, als sie Hanns Herberts Mutter und ihre Güte pries, da wurde sie mäthlich wärmer. Ja, diese Frau war verständiger und klüger als die Tochter, wenn

sie auch sonst ziemlich gewöhnlich war. Aber das Herz, das Herz fühlte mit ihr.

Und wieder eine Nacht! Eine schlaflose Nacht!

Mit dunklen Ringen um die Augen erhob sich Hanns Herbert von seinem Lager, kleidete sich an und verließ die Wohnung ohne Frühstück, ohne seine Mutter zu stören.

Er wollte sie nicht sehen, nicht mit ihr sprechen. Seine Nerven, seine Seele waren so überreizt, daß er ihre Angriffe auf Hedwig fürchtete.

Planlos irrte er in der Frühe durch die Straßen und nahm in einem Kaffeehaus einen Imbiß. Aber die Bissen quollen ihm im Mund.

Er liebte sie ja! Wahnsinn liebte er sie!

Oh, wenn er sie erst wieder in den Armen hielt! Wenn er sie fand! Er mußte sie finden!

Und — das andere?

Teufelsfragen grinsten ihn an. Eine Nacht, eine ganze Nacht . . .

Er griff nach Hut und Stock. Oh, das andere, das war doch nicht auszudenken!

„Der Herr haben das Zahlen vergessen!“

Freundlich hielt der Kellner ihm die Rechte hin und schloß sie mit einer tiefen Verbeugung über einem größeren Schein.

Um neun Uhr war er wieder auf der Polizei.

Nichts . . .

Sollte der Wahnsinn wieder angehen? Nein, ich werde mich zwingen, meinen Dienst zu tun! sagte er verzweifelt zu sich.

Ihm waren ja die Hände gebunden, er konnte nichts anderes tun, als warten, warten.

Eine Stunde später sah er über seinen Eigenheim-plänen für das Harzgelände — und dachte an Hedwig. Und träumte sich mit ihr hinein in eines dieser entzückenden, verschwiegene Nestschen, geschaffen zum Glück. Mitten in wießigem Hügelgelände würden sie stehen, den Blick auf die grünen Bergwogen des Harzes. Drüben im Osten würde die Sonne aufsteigen und zwei glückliche Menschen zum Tagewerk wecken — und würde unter-sinken im Westen und einladen zu süßer Ruh, zu heim-lichen Nächten. In der Ferne würde im blauen Nebel-gespinnst der Brocken sein Haupt heben, und in der Luft raunte es von trutzigen und lieblichen Märchen.

Im duftigen Garten stand das Häuschen; Rosen-gerank schmiegte sich an die Wände; vom kleinen Altan winkten Blätter und Blüten. Am offenen Erker ver-träumte ein braunblonder Kopf mit lächelndem Mund . . . Hedwig, seine Hedwig.

Da vergrub Hanns Herbert Graek das Gesicht in den Armen und weinte, weinte zum erstenmal um seine Frau.

Und wieder ein Morgen. Wieder eine Nacht ohne Schlaf.

Hanns Herbert froh, als er aufstand, dann schüttelte er sich im Fieber.

Die Mutter fing ihn auf dem Flur ab.

„Das geht nicht, Hanns Herbert! Du isst und trinkst nicht! Du schläfst nicht! Du kommst ganz herunter um diese verantwortungslose Frau! Ich lasse dich nicht fort, ehe du einen Bissen gegessen hast.“

Müde fügte er sich. Die Mutter bereitete ihm das Frühstück, goß Kaffee ein und setzte sich zu ihm.

Sie plauderte von allerlei Dingen.

„Ich wollt' dir's gestern schon sagen. Deine Kusine, Hilde Heller, kommt von ihrem Besuch bei den Verwandten in Thüringen zurück — sie will eine Woche hier bleiben, ehe sie heimfährt, und fragt an, ob sie uns besuchen darf. Ich werde sie einladen, bei uns zu wohnen. Dann hab' ich auch einmal eine kleine Zerstreung.“

Er nickte. Gleichgültig spielte er mit seinem Löffel.

„Wenn sie gehalten hat, was sie vor drei Jahren versprach, muß sie ein hübsches Mädel geworden sein. Weißt du noch? Diese Haut und das wunderschöne blonde Haar.“



„Ich erinnere mich nicht.“  
 „Damals gefiel sie dir sehr, oh, ich hab's wohl gemerkt! Ich dachte immer, aus euch würde einmal ein Paar. Aber dann vernarrtest du dich in diese Hedwig —“  
 Er stand auf und schob die Tasse zurück.  
 „Ich halt's zu Hause nicht aus. Ich will noch zur Polizei, ehe ich zum Dienst gehe.“  
 Achselzuckend ließ sie ihn gewähren. Nur als er ihr die Hand gab, hielt sie ihn fest.  
 „Nichte dich nicht zugrunde, mein Junge!“ bettete sie.  
 „Du bist mein Einziges!“  
 Stumm küßte er die faltige Stirn und ging.

Schon als er in die Nachtstube trat, winkte ihm der Wachtmeister mit einem Papier.  
 „Gesunden!“  
 Hanns Herbert mußte sich an einem Pult halten.  
 „Wo? Wo?“  
 „Untermieterin bei Klementine, verwitwete Sped, Königstraße zehn,“ las er ab.  
 Verständnislos schüttelte Hanns Herbert den Kopf. Wie kam sie dorthin? Mit leerem Blick schaute er auf.  
 Der Wachtmeister lächelte gutmütig und gab ihm die Hand.  
 „Na, Glück zu, Herr.“  
 Hanns Herbert wurden die Augen naß. Er schämte sich und eilte davon.

### Gesunden und verloren.

Unterwegs hatte er nur den einen Wunsch; sie wiederzusehen, sie an sein Herz zu drücken. Er kam gar nicht auf den Gedanken, einen Wagen zu nehmen, um

schleuniger zu ihr zu gelangen. Aber seine Füße schritten so eilig aus, daß es fast ein Laufen war.

Mit fliegendem Atem hielt er vor der Königstraße 10 und stürzte dann die drei Treppen hinauf. Richtig: „Klementine, verw. Sped“ las er dort auf einem Schildchen. Müffiger Geruch schwängerte die Luft. Ein Kleinleutchenhaus.

Hanns Herbert klingelte. Die Glocke schrillte hinter der dünnen Tür. In lauten Schlägen klopfte sein Herz. Nichts rührte sich drinnen.  
 Er klingelte zum zweiten-, zum drittenmal.  
 Nichts.

Erschöpft lehnte er an der Wand. Daran hatte er nicht gedacht! Sie war wohl ausgegangen — offenbar auch die Wirtin.

Was nun? Sollte er noch einen ganzen Tag warten? In auffringender Verzweiflung schlug er mit der Faust gegen die Tür.

Da vernahm er von drunten, eine Treppe tiefer, das Anarren einer Tür. Ein Schritt schlurste treppan. Ein langes, hageres Weib tauchte auf — zuerst das rötliche, gebrannte Haar, dann ein abgetragenes schwarzes Samtkleid, zuletzt die dicken Filzschuhe an den Füßen. Den Kranickhals nach links gebogen, schien der Kopf etwas verstellt, verrenkt. Zwei rötlich umranderte, verträunte blaue Augen suchten in seinem Gesicht.

„Wollen der Herr zu Frau Sped?“ grollte ihn plötzlich eine tiefe, rollende Stimme an. Hanns Herbert schrak fast zurück — diesen tönenden Klang hatte er der Hageren nicht zugetraut.

(Fortsetzung folgt.)

## Energien aus Ebbe und Flut.

Eine Beizetzung dieser Energien würde selbstredend eine Revolution im Reise- und Transportverkehr hervorrufen. Maschinen, die eine Unze im Vergleich zu jeder von ihnen entwickelten Pferdestärke wiegen, werden möglich sein, und eine Kraftstation von 600 PS. wird Brennstoff für 1000 Stunden haben und in einem Behälter von der Größe eines Füllfederhalters arbeiten. Durch die Verwendung von Ebbe und Flut und der darin enthaltenen Energien wird es möglich werden, die Umdrehung der Erde zu verlangsamen, denn Ebbe und Flut wirkt als Bremse. Gelingt es, ausreichende Energien hieraus zu gewinnen, so würde es wohl möglich sein — wenn auch erst in ferner Zukunft —, die Umdrehung so zu verlangsamen, daß der Tag 48 Stunden enthalten wird.

Phantastisch klingt die Zukunftsmuß, die Lord Birkenhead, der bedeutende englische Staatsmann, von dem wir schon wiederholt sensationelle, doch wissenschaftlich kaum ansehbare Zukunftsprognosen vernommen haben, für das zweite Jahrtausend anstimmt. Die grotesken Zukunftsgebilde, die wir in diesem Aufsatz vorgelegt haben, sind durchaus nicht die sensationellsten Prophezeiungen des englischen Lords. Wie man auch zu den Prophezeiungen des englischen Lords sehen, was man von einer Energieausnutzung von Ebbe und Flut halten mag, es ist in diesem Zusammenhang doch interessant, einmal einen Blick auf die ewigen Wellen, die Gezeitenwellen, die Erwecker von Ebbe und Flut, zu werfen.

Wohl jeder Mensch, der am Ufer des Meeres die ewig und gleichmäßig heranrollenden Wellen beobachtet, wird die Erkenntnis eines höheren, ordnenden Weltgedankens gewinnen, des Gedankens, den die Griechen mit dem Wort: „alles fließt, alles ist in Bewegung“ zusammenfaßten. Und doch ist diese Art Wellen nur eine flüchtige Erscheinung, ein kleines Abbild der großen Bewegung der sogenannten „Gezeitenwellen“, die, vergleichbar dem Weltatem, seit Jahrtausenden ruhelos gleichmäßig den Erdball umwandern.

Obwohl die Gezeitenwellen sich mit großer Geschwindigkeit fortpflanzen, ist es dem menschlichen Auge nicht möglich, zwei aufeinanderfolgende Rämme einer solchen Welle wahrzunehmen, da ihre Ausdehnung ungeheuer ist. Mit dem Nagen des Rammes der Gezeitenwelle steigt das Wasser, wir haben „Flut“. Mit „Hochwasser“ wird der höchste Stand der Flut bezeichnet, darauf „Kontert“ der Wasserstrom, die Wellen treten langsam zurück, es ist „Ebbe“, bis der Wasserstand wieder das Minimum erreicht hat, das „Niedrigwasser“. Kein Augenblick im Ablauf der Gezeiten gleicht dem andern, es ist ein ewig fortlaufender Wechsel. Zwei Wellenberge und zwei Wellentäler kreisen ständig über die Oberfläche des Meeres, hervorgerufen durch komplizierte Einwirkungen der Sonne und des Mondes im Verein mit der Drehung der Erde. Die Länge der Gezeitenwellen beträgt auf der Höhe des

Äquators von Wellentamm zu Wellentamm gemessen 20 000 Kilometer. Dieser Ausdehnung gegenüber erscheint uns das Meer mit seiner durchschnittlichen Tiefe von vier Kilometern wie eine flache Schale. Hat der Wellenberg die Länge von Greenwich erreicht, so befindet sich das eine Wellental auf der Länge von Kalkutta, das andere auf der Länge von Chicago. Das ganze Weltmeer ist bis in tiefe Schichten hinein in Bewegung. Angesichts dieser erhabenen, gewaltigen Ordnung, die seit Jahrhunderten gleichförmig diese riesenhaften Wellen als „Ebbe“ und „Flut“ innerhalb sechs Stunden die Erde umkreisen läßt, erscheint uns das Wort „Kosmos“ das Geordnete, Geregelte, die treffende Bezeichnung für „Welt“.

Das Festland ist, gleich den Ozeanen, auch den Gezeiten von Ebbe und Flut unterworfen. Der Mond, dessen Kräfte im Zusammenwirken mit der Sonne eine Bewegung des Meeres verursacht, übt einen ähnlichen Einfluß auch auf die Erde aus. Jener Punkt der Erdoberfläche, über dem der Mond senkrecht im Zenith steht, d. h. der auf einer gedachten Linie vom Mittelpunkt der Erde zum Mittelpunkt des Mondes liegt, wird angezogen, und es entsteht an dieser Stelle eine Erhebung der Erdkruste. Durch die Erddachsdrehung veranlaßt, läuft diese Aufwölbung in 24 Stunden einmal im Kreise um die ganze Erdoberfläche herum. In der genauen Linie der Zenithbahn des Mondes beträgt diese Erhebung etwa 30 Zentimeter, in Berlin bemerkt man noch eine Erhöhung von etwa 25 Zentimetern. An dieser Bewegung ist der gesamte Erdball, der als elastischer Körper anzusehen ist, beteiligt. Unserem Auge sind diese Vorgänge selbstverständlich nicht erkennbar, dazu fehlt uns der „objektive Standpunkt“, der in absoluter Ruhe befindliche archimedische Punkt.

Diese durch wissenschaftliche Messungen einwandfrei festgestellten Erscheinungen zeugen von der großen Kraft, mit der der Mond unserer Planeten beeinflusst, doch kann man nicht von einer fortschreitenden Deformierung der Erdoberfläche durch die Anziehung des Mondes sprechen, denn was bedeutet eine Erhebung von 30 Zentimetern im Verhältnis zum Erddumfang.

Eine in Wahrheit vorhandene Deformierung oder Veränderung, die allerdings erst in Millionen von Jahren spür- und meßbar sein wird, wird veranlaßt durch die Bremskraft, die die Gezeitenwellen auf die Erdbildung ausüben. Unter den beiden Flutbergen des Meeres hinweg vollzieht die Erdoberfläche ihre tägliche Rotation, in dem sie sich 27 Mal schneller als diese im Raume dreht. Die Wassermassen, die am Meeresgrund entlanggleiten und gegen jede kontinentale Scheidewand anprallen, wirken als Bremse am Erdbkörper und müssen zwangsläufig die Rotation der Erde verzögern, also den Tag verlängern. Jedenfalls müssen noch Jahrmillionen vergehen, bis eine Verlängerung des irdischen Tages und Monats erkennbar sein wird.



Von Alfred Petrau.

Es ist in mir ein Händebreiten,  
Daß all mein Sein in Segen fließt  
Und aller Welten Seligkeiten  
Aus Sehnsucht und Erfüllung spricht.

Im Dunkel stutet helle Klarheit,  
Die Enge weitet sich zum All.  
In Schau'n und Denken formt sich Wahrh.  
Zu Gottes Bild nach Not und Fall.

Der Friede ist wie Meeresrauschen  
In hellbestirnter Frühlingsnacht.  
Und in der Seele gläubigem Lauschen  
Ist Gott zur Tat erwacht.

## Der Hund als Fliegerkamerad.

Es ist bekannt, daß die amerikanischen Flieger als „Mascott“ oder Glücksbringer auf ihren Flügen Hunde bevorzugen; bestand doch auch das Geschenk, das Amerika der Mannschaft des „Graf Zeppelin“ auf ihre Rückfahrt mitgab, in einem kleinen Hund. Noch niemals bisher wurde aber einer dieser treuen Gefährten so hoch geehrt wie der kleine Terrier „Contakt“, der Liebling und Kamerad der Flieger in Dalland in Kalifornien. Das ungewöhnlich kluge Tier begleitete die Flieger nicht nur regelmäßig auf ihren Flügen längs der Küste nach Los Angeles und bis nach Salt Lake City, sondern erfüllte auch mit großem Eifer seine zahlreichen Pflichten auf dem Flugplatz. Er war der beste und zuverlässigste Beobachter der startenden und landenden Flugzeuge auf dem Flugplatz und hatte bald gelernt, die rote Signalflagge im Maul zu tragen, um den ankommenden Flugzeugen das Feld zu räumen. Bei Nacht schützte er als eifriger Wächter das Feld vor unbefugten Eindringlingen und sorgte dafür, daß kein gedankenloser Raucher mit brennender Zigarette in die Nähe der Materialschuppen kam. Zum Dank für seine Pflichttreue wurde „Contakt“ nach seinem ruhmvollen Tode durch die Räder eines großen dreimotorigen Flugzeuges von den Fliegern mit militärischen Ehren beigelegt. Er wurde verbrannt und seine Asche von einem Geschwader über dem Flugplatz in die Winde gestreut.

## Hungertod eines weiblichen Sonderlings.

In London starb dieser Tage eine in den ärmlichsten Verhältnissen lebende Greisin. Sie hatte die letzten Jahre ihres Lebens in einem dürftigen, schlecht geheizten Mietzraum verbracht und sich ausschließlich von Butterbrot und Tee ernährt. Solange man von ihr weiß, war sie immer in denselben abgeschabten und altmodischen Kleidern herumgelaufen. Selten sprach sie mit ihren Nachbarn und trug immer ein scheues und verschlossenes Wesen zur Schau. In ihrer Jugend war sie Köchin in großen Häusern gewesen, schien aber hinterher gänzlich verarmt und mittellos. Um so mehr staunte man, als man beim Durchsuchen ihres Zimmers in einem alten Koffer ein Vermögen von 2500 englischen Pfund entdeckte, das die Alte sich offenbar langsam während ihres Lebens sammelt hatte. Offenbar handelt es sich um einen weiblichen Sonderling, der aus krankhaftem Geiz lieber verhungern wollte, als sich von seinem Gelde trennen. Die Ironie des Schicksals will es, daß, da keinerlei Verwandte, die als Erben des verborgenen Schatzes in Frage kämen, auffindbar sind, das ganze ängstlich gehütete Vermögen der Greisin an den Staat fällt.

## Ein 400 jähriges Rätsel gelöst!

Albrecht Dürers „Melancholie“, einer der herrlichsten Kupferstiche des Künstlers, birgt soviel des Rätselhaften in der Darstellung, daß sich die Dürerforscher von jeher den Kopf darüber zerbrechen, was der Künstler damit versinnbildlichen wollte. Wohl gelang es im einzelnen, die verschiedenen Gegenstände und Arbeitsgeräte größtenteils zu bestimmen, die scheinbar wahllos auf dem Bilde verstreut sind, aber der Sinn des Ganzen blieb trotz aller Bemühungen ein Rätsel, eine einheitliche Deutung ist bisher nicht gelungen.

Ernst Forscher kamen auch meist zu dem Schluß, daß es wohl nie gelingen werde, Licht in die Zusammenhänge zu bringen, solange nicht der Zufall einen Programmmentwurf Pirtheimers oder eines anderen humanistischen Beraters Dürers zutage förderte.

Nunmehr aber ist es dem Dürerforscher Curt Stockhausen in Nürnberg gelungen, Fingerzeige Dürers selbst zur Auslegung des Stiches in Form geheimer Schlüsselzeichnungen aufzufinden, die der Künstler in mystischer Weise in den Stich der „Melancholie“ hineingearbeitet hat. Dürer hat ferner, wie Stockhausen entdeckte, sein Selbstporträt hinzugefügt, allerdings auch in gleich mystischer Weise. Dieses steht jedoch so groß und auffällig im Bilde, daß man veracht ist zu glauben, er wolle durch dasselbe direkt auf die geheimen Schlüsselzeichnungen hinweisen. Weiter

gelang es Stockhausen, die rätselhafte Titelschrift auf dem Stich, „Melancholia I“, die soviel Anlaß zur Verwirrung und zum Streit gegeben hat, zu klären, freilich in ganz anderem Sinne, als bisher angenommen wurde. Das Zeichen „I“ bei dem Wort „Melancholia“ hielt man bisher für eine „1“, die und da auch für ein „3“, doch ist es keins von beiden, sondern eine Rune, und zwar die „Jahrune“, wie sich im Zusammenhang mit dem vorhergehenden Schnörkelzeichen, einem altgermanischen Heils- und Segenszeichen, welches sich schon auf den altgermanischen Lanzenspitzen der Bronzezeit findet, mit Sicherheit ergibt. Alle Dürerforscher aber haben dieses Zeichen bisher völlig ignoriert, wie sie meistens auch verkannten, daß Dürer ein genauer Kenner altgermanischer Astrologie und Runenkunde war und manches auf der Melancholie, wie auch auf verschiedenen anderen Stichen des Künstlers (z. B. „Die Eiferucht“), nur vom astrologischen Standpunkt zu erklären ist. Ebenso gelang es Stockhausen, das wundervolle magische Zahlenquadrat in alle seine Zahlenbilder auszulösen. Es sind 52 verschiedene Zahlenkombinationen in Form geometrischer Figuren, Quadrate, Rechtecke, Parallelogramme, von denen die vier Eckzahlen jeweils die Endsumme 34 ergeben.

Somit ist das 400jährige Rätsel um die Auslegung des Kupferstiches „Die Melancholie“ im Sinne Dürers endlich gelöst. Stockhausen beabsichtigt, seine interessanten Entdeckungen, ausführlich begründet, in Gemeinschaft mit einem Kunstgelehrten in einer Druckschrift demnächst der Öffentlichkeit zu übergeben.

## Aus aller Welt.

**Die ewige Erde.** Der französische Astronom Dr. Herbeau erklärt in Zeitungsartikeln, daß die Erde schon lange, bevor Menschen da waren, existierte und auch noch nach uns da sein wird, so daß die Episode der Bewohnbarkeit mit Menschen kaum ins Gewicht falle. Selbst wenn man annehme, daß eines Tages die Erde kalt werde und dadurch die Menschen getötet würden, sei die kurze Spanne unseres eigenen Lebens, verglichen mit der Existenz der Erde, so winzig, daß man ruhig von einer ewigen Erde sprechen kann.

**Die Hälfte der New Yorker Studenten verdient ihr Brot selbst.** Eine Kundfrage an den Universitäten New Yorks ergab, daß die Hälfte der Studenten neben- oder hauptamtlich einen Beruf ausübt. Im ganzen verfügen 67 Prozent der Studenten über praktische Erfahrungen. Ihr Einkommen schwankt zwischen 400 und 12 000 Mark jährlich, das durchschnittliche Wocheneinkommen beträgt 40 bis 80 Mark. Viele haben ein eigenes Geschäft oder sind bei ihrem Vater tätig; andere arbeiten in fremden Berufen, so z. B. in geistlichen oder sozialen Berufen, im Post- oder Telegraphendienst, als Verkäufer, Musiker, Dentist, Mechaniker, Apotheker, Chauffeur, als Fabrikarbeiter, Bank- oder Versicherungsbeamter, im Schiffsbau oder Schiffsdienst, als Maler, Maschinen-schreiber, Adressenschreiber, Buchhalter oder als Journalist und Reporter.

**Neues Land am Südpol entdeckt.** Commander Byrd, der gegenwärtig mit seinen Flugzeugen Entdeckungsfüge am Südpol ausführt, hat dort große Strecken Neuland entdeckt. Das neue Land wird für die Vereinigten Staaten beansprucht. Byrd hat die Landstriche „Mary-Byrd-Land“ genannt. Zwei große Bergzüge, die Höhen von 8000 bis 10 000 Fuß aufweisen, nennt Byrd „Rodefeller-Rangs“. Das neu entdeckte Land liegt zwischen Roß-See und Graham-Land.

**Der Nutzwert des Brennschiefers.** In Estland findet sich ein Kalkstein, Brennschiefer genannt, der stark ölhaltig ist und sich sehr gut als Brennmaterial eignet, so daß man dort auch die Lokomotiven mit Brennschiefer heizt. Der Nutzwert des Brennschiefers kann aber, wie Kugelgen mitteilt, stark erhöht werden, da sich das Del dem Schiefer durch Vergasung entziehen läßt. Es sind daher in Estland bereits größere Anlagen in Betrieb, in denen unter starker Erhitzung der Schiefer zu Del vergast wird, wobei man, was besonders wichtig ist, auch Benzin gewinnt, sowie Schweröle, die sich zur Erzeugung von Pech ausnutzen lassen. Da sich in Estland noch sehr ergiebige Lager von Brennschiefer befinden, dürfte die Nutzbarmachung des außerhalb Estlands bisher fast unbekanntes Brennschiefers wohl bald in größerem Maßstab betrieben werden.

## Fröhliche Ecke.

Frau Griemichen kommt zum Gatten: „Was saachsde da derzu? Dr Dizeggdr vondn Elleggdrezedähswergg habd seine Dochdr „Elektr“ gedooft!“

Griemichen, der Direktor der Gasanstalt, überlegt nicht lange, sondern sagt bestimmt: „Nuh, da doofn mier unsre nechsde Dochdr gands eenfach Gasandra!“

Räsebie, der reiche Seifenfabrikant aus Connewitz, ist mit Familie nach Italien gereist. Venedig gefällt ihnen gar nicht. (Egal Gahn fahrn!) In Florenz stören sie die anteienden Straßen. (Egal nuff unn nundr!) Rom enttäuscht ebenfalls. Und in Neapel, angesichts der Ruinen, brüllt er wütend: „Gedsd fahr mier ahwr nach Hause! Sonne Werddschaffd hier in dähz Gedend! Hier is ja alles gabudd!“